

Über zwei mitteldeutsche Steingeräte aus einheimischem Material.

Von Dr. Johannes Weigelt, Professor an der Universität Halle.
Seit 1912 Helfer und Mitglied der „Lößhöhle“.

Mit den nachfolgenden Zeilen übergebe ich der Landesanstalt für Vorgeschichte zwei Funde, denen ein gewisses Interesse dadurch anhaftet, daß sie aus bodenständigem Material der unmittelbaren Umgebung und nicht aus eiszeitlich herangeführtem Fremdgestein hergestellt sind. Es fehlt dafür nicht an zahlreichen Beispielen, man denke nur an die Verwendung der Wiedauer Schiefer am Süd- und Ostharz und der Kiesel-schiefer in Thüringen, jedoch erscheinen die beiden Geräte auch sonst bemerkenswert genug, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, abgesehen davon, daß in beiden Fällen nicht übliches Gesteinsmaterial Verwendung gefunden hat.

Im Jahre 1932 fand ich am Nordost-Rand des Steinbruches, der sich unmittelbar südwestlich der Höhe 116 im Mittelteil der nördlichen Reihe der Brandberge befindet, ein größeres Fragment eines „Schiefer“-Messers aus hellrötlichem, glimmerreichen Gestein. Von der gleichen Stelle stammen tief in den Porphyrgrus eingetreten eine Reihe kleiner Rundschaber, Klingen und querschneidige Pfeilspitzen sowie Urnenscherben, die ihren Verzierungen nach der jüngeren Steinzeit angehören. Das „Schiefer“-Messer ist 91,5 mm lang, 35,5 mm breit und 9 mm dick. Der Rücken ist gerade abgestumpft, zeigt diagonal verlaufende Schliff-spuren, die überall gleichgerichtet sind. Auf beiden Seiten sieht man ebenfalls Systeme von Schliffspuren, die auf der Abbildung so deutlich herauskommen, daß ihr Verlauf nicht im einzelnen geschildert zu werden braucht. In dem sauren, rohhumusreichen Boden hat das Gestein eine schwärzlichbraune Patina angenommen; auf der nach oben gelegenen Seite ist diese Rinde an der Schneide vom Ende bis zur Mitte wieder zerstört. Da wo sie endet, findet sich ein napfförmiger, finger-kuppengroßer Aussprung, das Negativ einer cupula. Der Querbruch ist alt und von der humosen Patinierung überzogen. Die Winkel der Rückenfläche mit der Seitenfläche sind scharf und nahezu rechtwinkelig. Die Klinge des Messers ist ursprünglich breiter gewesen, wurde offenbar kräftig benutzt und zeigt deutliche Spuren von Nachschärfung mit schneidenparallelen Kritzen.

Über mitteldeutsche Schiefermesser ist im Schrifttum wenig zu finden. Nach Mitteilung von Professor Schulz besitzt die Landesanstalt für Vor- geschichte kein derartiges Stück. S. Möller beschrieb in den Sitzungs- berichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jg. 1926—1927, S. 89/90, geschliffene Messer aus Rieselschiefer von einer Bernburger Siedelung auf der Ochsenburg. Aus der Kulturschicht dieser Höhen- siedlung auf der Westseite des Kyffhäusers stammen sieben Messer bis

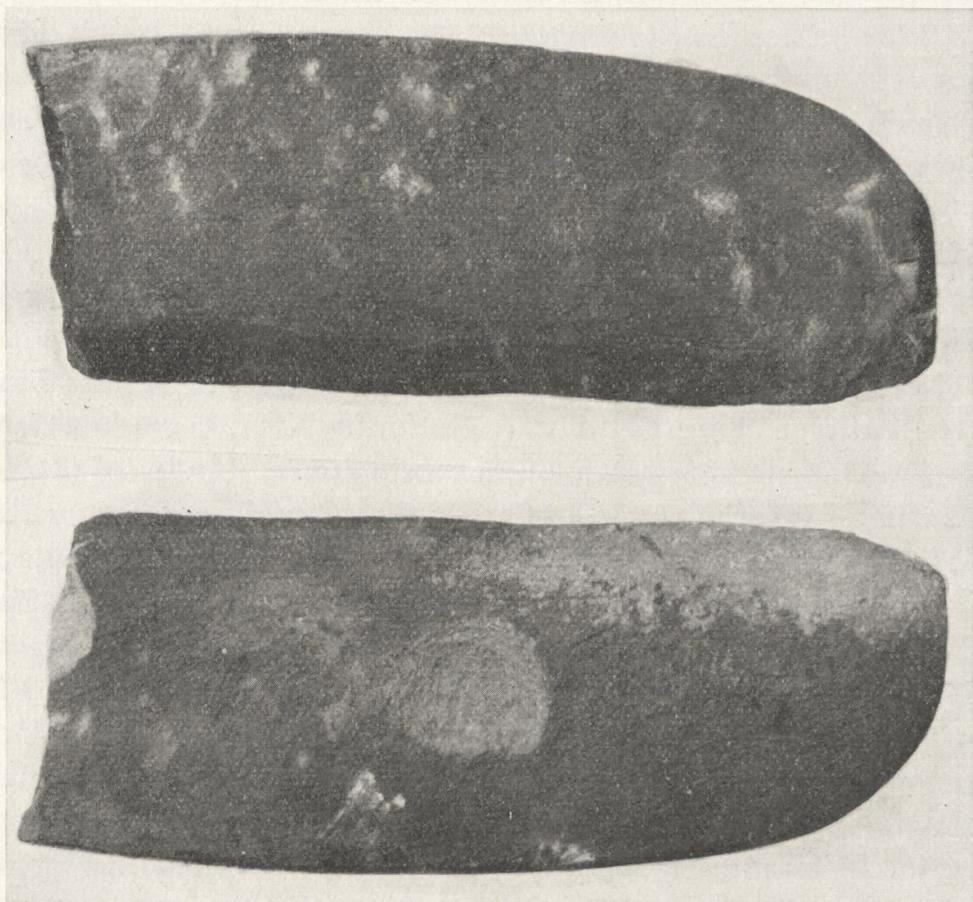


Abb. I. Das Schiefermesser von Halle-Brandberge. 1/1.

zu 20 cm Länge aus „Rieselschiefer“, aus dem auch die dortigen Beile häufig hergestellt sind. Sie besitzen eine gerade Schneide, gebogenen, sich zur Spitze senkenden Rücken und sind allseitig geschliffen, wobei Seitenflächen und Griffende oft ziemlich roh geblieben sind. Die Rücken sind immer breit und glatt geschliffen. Über die Verwendung gibt Möller an, daß sie zum Schneiden von Fleisch und Leder weniger geeignet gewesen sind, sondern ähnlich wie die nordischen Schiefermesser mehr zum Entrinden und zum Schneiden von Butter und Käse gebraucht wurden.

Zusammen mit diesen sieben Messern bildet er dann noch drei weitere ab, eines vom Fuße des Berges in Talleben, eines von Seega und eines von Kl. Wangen im Unstruttal. Dieses letztere interessiert uns besonders, weil es in seiner Form unserem Fund von den Brandbergen näher steht als die übrigen thüringischen Stücke; es endigt nicht wie diese in einer Spize, sondern mit einer rechtwinkelig zu Schneide und Rücken verlaufenden Fläche. Bei dem halleschen Stück verläuft eine glatt geschliffene Facette bis zur Breitenmitte des Messers senkrecht. Sie stößt mit einer schräg über den Rücken verlaufenden Kante an eine bogenförmig in die schwach konvex geschwungene eigentliche Rückenfläche einbiegende Facette. Hält man die Spize des Messers nach oben und betrachtet es von der Rückenseite her, so verlaufen alle Schliffspuren von der linken Seitenfläche oben nach der rechten unten.

Es sind aber zwischen diesen Messern und jenen mit einer Spize Übergänge denkbar, die durch Nachschärfen und Abnutzung entstanden begreiflich werden.

Weitere Schiefermesser beschreibt N. Niklasson in seinen Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur im XIII. Bande der Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle 1925. Auf Tafel XVIII, Fig. 10—14 bildet er fünf Schiefermesser vom Radelberg bei Quedlinburg ab, deren vom Griff abgewandte Enden teils spitz, teils rundlich, teils abgestutzt sind. Der Radelberg ist die höchste Kuppe der Soweckenberge zwischen Quedlinburg und Badeborn. Der Hauptinhalt der reichen Siedlungsfundschicht und damit auch diese Messer gehören der III. Bernburger Stufe an. Auch unser Fund von den Brandbergen gehört in die Bernburger Stufe, dafür sprechen die Keramik wie die übrigen Steingeräte. In unmittelbarer Umgebung des Steinmessers fanden sich Gefäßscherben mit durch zwei eingestreifte Furchen begrenzten Bändern, über die quere Längsfurchen, die viel zarter und enger sind, laufen. Sie sind anscheinend zum Teil durch Eindrücken der Daumennägel hergestellt. Die Bandstücke stoßen teilweise im stumpfen Winkel aneinander. Die bekannte Trommel von Schkopau hat ähnliche Muster. Auch die von Niklasson auf Tafel XXXIV, Fig. 7 u. 9 abgebildeten Scherben können zum Vergleich herangezogen werden. Die von ihm abgebildete Scherbe Tafel XXXIV, Fig. 4 zeigt die stumpfwinkelige Anordnung, allerdings mit längsgestreiftem und nicht mit quergestreiftem Band. An Steingeräten lieferte der Fundpunkt im Laufe der Jahre Klingen, einige querschneidige Pfeilspitzen (vgl. Niklasson Tafel XIII, Fig. 2 a, f—e) und etwa ein Dutzend kleine gut gearbeitete, aus Klingen hergestellte Rund-

schaber (vgl. Niklasson, Tafel L, Fig. 10). Soweit diese Geräte von mir gefunden wurden, sind sie zusammen mit meiner Sammlung in den Besitz der Landesanstalt für Vorgeschichte übergegangen. Auch diese Geräte passen gut in die Bernburger Stufe. Zu einer feineren Untergliederung reicht jedoch das Material nicht aus.

Das Gestein des „Schiefermessers“ von den Brandbergen ist kein Schiefer, sondern ein rötlich-violetter, feinglimmiger, toniger Feinkorn-Sandstein. Die Schneidefläche des Messers entspricht der Lage der hellen Glimmer nach der ursprünglichen Schichtung. Das Gestein stammt offenbar aus dem Rotliegenden der Hallenser Gegend, vielleicht aus dem Oberrotliegenden des Hornburger Sattels. Ähnliche Gesteine kommen im unteren Buntsandstein auch vor, doch dürften sie im allgemeinen diesen Zähigkeitsgrad nicht erreichen.

In der Begleitung des Giebichensteiner Marmors kommen auch im hälleschen Unterrotliegenden ähnliche Gesteinstypen vor, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das vorliegende Gestein eine schwache Frittung erlitten hat. Mit dem Giebichensteiner Marmor selbst ist das Gestein allerdings nicht identisch.

Im Jahre 1924 hielt ich mich im Loquitztal auf, um im Probstzellaer Dachschiefergebiet Lagerstättenarbeiten auszuführen. Ich führte damals eine Begehung mit Herrn Bergschullehrer Dorstewitz aus Siegen durch zur Untersuchung der östlich von Laasen anstehenden Culmschichten. Wir stiegen von der Hockeroder Talseite aus auf den Greim-Berg und erreichten auf dem Plateau jenseits der Waldumrandung die gerodete Fläche, die zum Getreideanbau dient. Ich äußerte die Vermutung, ob eine solche Fläche nahe der Talkante nicht doch Spuren alter menschlicher Besiedlung aufweisen könnte, ging daher einige Meter nördlich des Weges in das Stoppelfeld hinein und dann wieder etwa 30 Schritt parallel zum Wege und fand das auf Abb. 2a u. b dargestellte Schieferbeil. Trotz längeren Suchens durch zwei des Sammelns gewohnte Personen, wie wir es waren, gelang es nicht in der näheren und weiteren Umgebung des Fundes auch nur die geringste Spur weiterer vorgeschichtlicher Reste nachzuweisen, was durchaus nicht ausschließt, daß sie der Boden noch birgt. Das Stück besitzt eine auf den ältesten Flächen ins bräunliche, auf den jüngeren Flächen ins grünliche gehende Patinierung und erweist sich beim vorsichtigen Anschlagen zur Gewinnung einer Dünnschliffprobe aus gesundem, hellen Strich zeigenden, schwarzblauem Culmschiefer bestehend. Die Länge des Beiles beträgt 173 mm, die Breite an der Schneide 63 mm, die Breite am Rücken 47 mm, die größte Dicke 25 mm. Das

Gerät ist aus einem Flussergeröll gearbeitet. Die obere schmale Fläche, der hintere Rücken und die mit beiden zusammenhängenden Seitenflächen stellen noch die alte Oberfläche des Gerölles dar. Sie wird dementsprechend von verrundeten Ranten begrenzt. An der unteren schmalen Fläche gehört die vordere Hälfte ebenfalls der alten Gerölloberfläche an, wie auch die

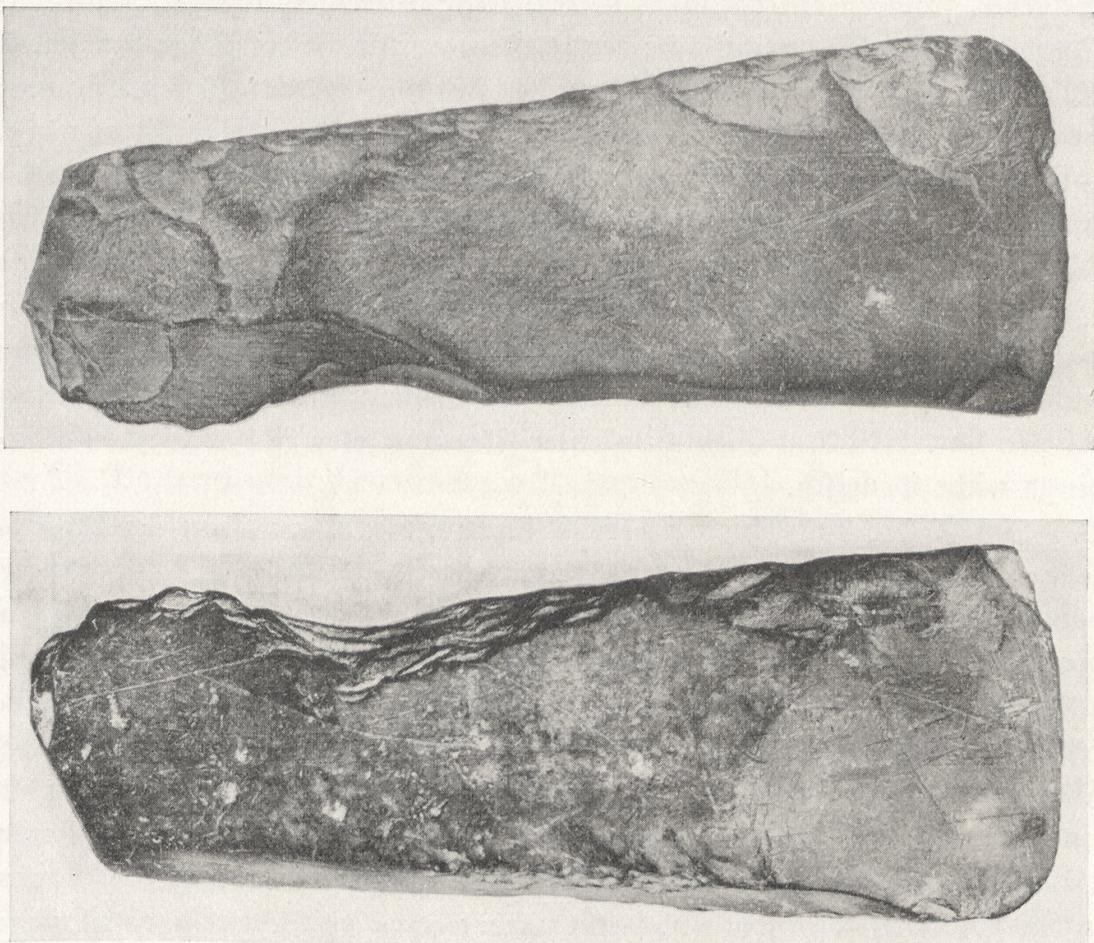


Abb. 2. Das Schieferbeil von Laasen, Dr. Rudolstadt. $\frac{2}{3}$.

braunliche Verwitterungsfläche anzeigt. Auch sie war ursprünglich mit einer gerundeten Kante mit der natürlichen Seitenfläche verbunden. Aber dieser Zusammenhang ist durch ein System roher, abgestufter, halbmondförmiger Splifnarben unterbrochen. Auf der Seite dieser natürlichen Begrenzung ist sonst nur die Fläche der Schneide künstlich, und durch wiederholtes Nachschleifen ist die Muschelung der Abschläge stark verrundet. Die Gegenfläche zeigt, daß die meisten formgebenden Abschläge von der einen Außenkante geführt sind und zwar von hinten nach vorn.

Die eine Hälfte des ursprünglichen Gerölles ist dadurch scheibenweise weggesprengt und dieser Arbeitsprozeß ist auch über den Rücken von hinten her ausgeführt worden. Die eigentliche Aufspaltung des Schiefergerölles geschah im vorderen Drittel dieser später weiter bearbeiteten Kante. Eine große Muschelfläche geht von dort aus und bestimmt den Charakter der halben Seitenfläche, die im übrigen noch durch weitere Schläge überholt wurde. Man hat sich mit der notwendigsten Zweckform begnügt und trotz der leichten Schleifbarkeit des Gesteines auch hier nur die Schneidefläche geschliffen. Die Einbuchtung mit den halbmondförmigen Aussprüngen ist offensichtlich zur Schäftung geschaffen, damit die Bindung am Stiel nicht vom Stein abrutscht. Auf der Oberseite finden sich gegenüber den Schlagspuren der Einbuchtung, aber etwas mehr nach vorn verlagert, die Spuren von etwa zwei Dutzend Narben erzeugenden Aufschlägen, die zum Teil Aussplitterung an der Seitenfläche erzeugt haben. Aber auch diese Narben und Aussprünge sind alt.

Auffallend an diesem Stück ist die rohe, sich aufs äußerste beschränkende Formgebung, frei von ästhetischen Absichten, weiter die Verwendung des einheimischen Culmschiefers zum Gerät. Ganz sicher steht dieser Fall nicht allein, aber bei der geringen Abweichung von der Naturform muß man damit rechnen, daß Freilandfunde dieser Art sehr leicht übersehen werden können. Das Stück gehört wohl in einen frühen Abschnitt der jüngeren Steinzeit, doch darf man aus der rohen Form allein nicht auf besonders hohes Alter schließen.

Das Gestein des Beiles zeigt uns wieder einmal, wie sehr das geübte Auge und die Materialkenntnis des naturvertrauten Menschen den mit wissenschaftlichen Methoden erarbeiteten Erkenntnissen nahe kommen kann. Es handelt sich nicht um weichen Culmschiefer, sondern um einen solchen, der Kontaktwirkung aufweist, die er durch die im Frankenwald unter Culm eingedrungenen Granite erlitten hat.

Das Dünnschliffbild zeigt zwischen den Tonschüppchen des feinkörnigen Schiefers Rutilnädelchen, wie auch Herr Dr. Kuniz bestätigte. Auf dieser Neubildung der Rutilnädelchen auf den Spaltflächen des Schiefers beruht ja auch die vorzügliche Haltbarkeit gewisser ostthüringischer Dachschiefer. Auch verrät der Klang des Gesteins, daß es sich um einen kontaktveränderten Schiefer von größter Festigkeit handelt.